

Masurische Seelsorge im rhein.-westf. Industriegebiet.

Von Oskar Mückeley, früher in Gelsenkirchen.

Wenn wir eine Rückschau auf diese hinter uns liegende Arbeit halten, dürfen wir mit dankbarer Befriedigung feststellen, daß sie kein unerfreuliches Kapitel in der Kirchengeschichte von Westfalen und dem angrenzenden Rheinland darstellt, daß sie einen reichen Segen in sich geborgen und ihn auch sichtbar auf mancherlei Weise zum Ausdruck gebracht hat.

Als im vorigen Jahrhundert Ende der siebziger Jahre der Bergbau an der Ruhr und die mit ihm zusammen schaffende Eisenindustrie sich anschickten, ihren gewaltigen Aufschwung zu nehmen, fehlte es an Arbeitern. Diese konnten aus der näheren Umgebung nicht in genügender Zahl gewonnen werden. Da sandten Großindustrielle ihre Werber in andere Gegenden, besonders nach Ost- und Westpreußen, Posen und Schlesien. In dem von Masuren bewohnten Teile der Provinz Ostpreußen fanden diese bei der Landbevölkerung günstige Aufnahme. Gegenüber der dort üblichen Entlohnung, die zum größten Teil aus Naturalien bestand, lockte der in Aussicht gestellte gute Verdienst und die Bezahlung in barem Geld besonders die unternehmungslustigen jüngeren Männer. Kleinere Trupps machten den Anfang, und auf ihre Berichte hin schloß sich ein ständig wachsender Strom von Abwanderern an, die ihre Familien nachkommen ließen, sobald das möglich war. Manche dieser Arbeiter kehrten in den ersten Jahren zum Sommer in die Heimat zurück, um die Ernte einbringen zu helfen, aber im Herbst fanden sie sich wieder auf ihrer westfälischen Arbeitsstelle ein. Ein lebhafter Verkehr zwischen Ost und West setzte ein, der mehrere Jahrzehnte anhielt und erst durch den ersten Weltkrieg ins Stocken kam. In die Umgebung von Gelsenkirchen und Bochum wurden die ersten Transporte geleitet, und hierhin

strömten erklärlicherweise dann auch die meisten Nachkömmlinge. Wegen ihres Fleißes und ihrer Anspruchslosigkeit wurden die masurischen Arbeiter auf den Zechen und in den Fabriken sehr geschätzt, und die Werke taten alles, um diesen Zuzug an Arbeitskräften zu erleichtern. Die einheimische Bevölkerung aber stand der Überflutung mit den vielen Einwanderern aus dem Osten zumeist mit Unbehagen, Mißtrauen und Antipathie gegenüber. Denn wie aus Ostpreußen die Masuren, so kamen etwa in gleicher Stärke aus Schlesien und Posen auch polnische Arbeiter, um sich mit ihren Familien im Industriebezirk anzusiedeln. Da die einen wie die andern sich der gleichen Sprache, nämlich der polnischen, bedienten, konnte man in jenen Jahren des stärksten Zuzugs an manchen westfälischen Orten an der Ruhr auf Straßen und Plätzen, in der Bahn, in Geschäften und Warteräumen mehr polnische als deutsche Laute vernehmen. Daß den Alteingesessenen dieser Zustand mißfiel und daß sie darum bestrebt waren, ihn nicht für langdauernde Zeiten einwurzeln zu lassen, ist leicht zu verstehen. Sie wußten es ja auch nicht, und wenn man es ihnen später sagte, konnten sie es nur schwer fassen, daß zwischen Masuren und Polen trotz der gleichen Sprache ein schier unüberbrückbarer Gegensatz, ja, seit Jahrhunderten eine traditionelle Feindschaft herrscht. Während die Letzgenannten fast ausnahmslos katholisch waren, während sie trotz ihrer preussischen Untertanenschaft unentwegt und leidenschaftlich das Erstehen eines polnischen Nationalstaates erstrebten und aus solchen nationalen Rücksichten mit zäher Energie für sich und ihre Kinder trotz aller Hindernisse ihre Sprache behaupteten, hielten unsere Masuren nicht minder geschlossen sich zur evangelischen Kirche, fühlten sich als Preußen und bewiesen ihre Treue zum Deutschtum bei jeder gegebenen Gelegenheit (zuletzt besonders vor aller Welt in jenem wunderbaren Ergebnis der Volksabstimmung vom 11. Juli 1920). Ihre Muttersprache liebten sie natürlich auch, betrachteten diese aber nur als Mittel zur Verständigung und gingen ohne Hemmungen zur deutschen Mundart über, sobald sie mit dieser einigermaßen fertig wurden.

Ubrigens nannten sie sich selbst früher nicht „Masuren“, sondern Staroprusacy d. i. „Altpreußen“. Die Bezeichnung als Masuren hat man erst im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts häufiger auf sie angewandt, um sie leichter von den Polen zu unterscheiden. Schließlich sei noch als ein weiteres Charakteristikum vermerkt, daß die Masuren in der Regel Gedrucktes nur bei Verwendung von gotischen Lettern lesen können, während die Polen in ihrer Literatur ausschließlich lateinische Buchstaben gebrauchen. Ob bei solchen Verschiedenheiten die Polen noch ein Recht haben, nur um der gleichen Sprache willen unsere Masuren¹⁾ als ihre Stammesgenossen in Anspruch zu nehmen? Die Masuren selbst bestreiten es auf das Entschiedenste, und wir wollen versuchen, durch einen Blick in den Werdegang der Geschichte uns hierüber ein Urtheil zu bilden. Deutlich erkennen wir 3 verschiedenartige Volksstämme, die hier Fuß gefaßt und naheinander sich zusammengefunden haben:

1. die Reste der um 1230 noch heidnischen Pruzzen oder Preußen, die vom deutschen Ritterorden in harten Kämpfen unterworfen worden sind.

2. Deutsche, die im 13. und 14. Jahrhundert von den Rittern des Ordens aus den verschiedensten Gegenden vom heutigen Nord-, West- und Süddeutschland ständig herangezogen wurden und die in größeren und kleineren Trupps kamen, um mit Waffendienst oder als Bauern und Handwerker bei der Eroberung und Besiedlung des Landes zu helfen.

3. Masovier, die nach der unglücklichen Schlacht von Tannenberg im Jahre 1410 einwanderten. Der unter die Lehenshoheit geratene Orden konnte sich gegen diese Einwanderung nicht wehren. Er hatte sie auch zur weiteren Besiedlung seines Landes nötig, da für den Zuzug weiterer deutscher Kolonisten der Anreiz

¹⁾ Wir müssen immer unterscheiden zwischen unsern Masuren, die aus dem Süden von Ostpreußen kommen, und jenen Menschen, die jenseits der früheren polnischen Grenze im einstigen Herzogtum Masowien beheimatet sind. Letztere sind natürlich und unbestritten Polen.

verloren gegangen war. Die eingewanderten Masovier hatten sich teils in geschlossenen Niederlassungen, teils in Anlehnung an die vorhandenen Dörfer und kleinen Städte angesiedelt. Die deutsche Oberschicht aber war geblieben. Sie erlernte vielfach zum Zwecke des leichteren Verkehrs und der besseren Verständigung die Sprache der Neuankömmlinge. Deutsche wie polnische Mundart behaupteten so durch Jahrhunderte sich nebeneinander. Als im Jahre 1525 der letzte Hochmeister des Ordens in seinem Lande die Reformation einführte, folgte seinem Schritt die ganze Bevölkerung willig und ohne Ausnahme. Aus dreifacher Wurzel stammend, aus Pruzzen, Deutschen und Masoviern zusammengeführt, hat sich das masurische Völkchen zu einer schönen Einheit verbunden, die in den folgenden Jahrhunderten unter dem Druck von Kriegen und Seuchen und unter der Notwendigkeit ständiger Abwehrbereitschaft gegenüber den Grenzüberfällen der mißgünstigen polnischen Nachbarn sich nur befestigte. Da kümmerte es keinen Volksgenossen, ob die einen sich der deutschen, die andern noch der polnischen Sprache bedienten. Man wußte sich einig in vaterländischer, deutscher Gesinnung und im evangelischen Glauben. Die Streitigkeiten politischer Parteien sind hier erst viel später als anderswo im Reiche in Erscheinung getreten. Die schwere Landarbeit aber hatte sowohl die Männer als auch die Frauen und Mädchen kräftig, ausdauernd und genügsam gemacht.

Solche Menschen also waren es, die sich aus ihren stillen, abgelegenen Dörfern plötzlich in das Gewoge und Getriebe westfälischer oder rheinischer Industriegemeinden versetzt sahen. Der jähe Umschwung in der Lebensform brachte besonders für die jüngeren Leute große Versuchungen, aber im allgemeinen behauptete sich die ernste und gediegene Lebensauffassung der Zugezogenen. Wo war die Kirche? Wer schon deutsch verstand, fand in der Nähe Gelegenheit genug zum sonntäglichen Gottesdienst, aber die Älteren, die in der Heimat oft kilometerweite Wege zu ihrem Kirchlein gern gegangen waren, sahen hier keine Möglichkeit, in der ihnen verständlichen Sprache Erbauung und

Stärkung zu suchen. Wenn es etliche hier und da trotzdem zur gewohnten Stunde in ein Gotteshaus gezogen hatte, so kehrten sie doch gewöhnlich unbefriedigt und traurig nach Hause zurück. Sie hatten nur abgerissene Worte verstanden und auch mit dem Singen nicht mitkommen können, waren aber mit ihrer heimischen Tracht und ihrem der masurischen Sitte entsprechenden Gebahren aufgefallen und hatten sich insolgedessen gar nicht wohl gefühlt. So blieben sie fortan daheim. Sie hatten ja zumeist ihre Bibel und ihr liebes dickleibiges Gesangbuch, außerdem noch hier und da die masurische Ausgabe von Starcks Gebetbuch, Arndts wahrem Christentum oder die Hauspostille vom alten Dombrowski mitgebracht. Da hielten sie dann in ihren vier Wänden ihr Andachtsstündchen. Bald schlossen sich hierzu befreundete Nachbarfamilien, die auch aus dem Osten stammten, zusammen. Denn in größerer Gemeinschaft gesungen, machten die Lieder der Heimat noch tieferen Eindruck auf die empfänglichen Gemüter. Zumeist fand sich im Kreise dann auch ein Mann, der ein freies Gebet sprechen oder gar eine kleine Ansprache bieten konnte. Auf solche Selbsthilfe waren unsere Masuren hier etliche Jahre lang angewiesen, während ein ununterbrochener Zustrom die Zahl der Eingewanderten kräftig vermehrte. Aus den kleinen Zusammenkünften aber wuchsen allmählich allerorten hin und her im Industriebezirk die vielen ostpreussischen Gebetsvereine und Sekten, von denen wir noch werden zu berichten haben.

Die ersten gottesdienstlichen Sonderveranstaltungen im Raume einer Kirche wurden für Masuren in Gelsenkirchen im Jahre 1884 eingerichtet und von dem pensionierten Lehrer Nitschke, der in Essen seinen Wohnsitz hatte, geleitet. Pastor Leich, der Ortspfarrer, der den Masuren auch weiterhin ein Freund und Förderer ihrer Wünsche geblieben ist, hatte dazu in dankenswerter Weise geholfen. Nitschke war eigentlich nur des Wendischen mächtig, aber mit Hilfe dieser Sprachkenntnis bemühte er sich, den Masuren Predigten in ihrer Mundart vorzulesen. Die Verständigung soll, wie Teilnehmer an diesen

Zusammenkünften später erzählten, recht schwierig gewesen sein, aber die Andächtigen sahen den Eifer und die hingebenden Bemühungen des treuen Mannes und waren ihm dankbar. Sie ahnten ja, was er ihnen sagen wollte, und freuten sich im Übrigen schon darüber, daß sie hier nicht als unverstandene Fremdlinge, sondern als geladene Gäste in der stattlichen Altstadtkirche sitzen und mit vielen Landsleuten vereint die schönen Lieder aus ihrem Gesangbuch singen durften. Größeren Gewinn hatten unsere Auswanderer, als sie zur Passionszeit des Jahres 1885 durch Vermittlung der Konsistorien von Münster und Königsberg den Besuch eines masurisch redenden Pfarrers erhielten, der in verschiedenen Kirchen seine Landsleute zusammenholte und den dankbar bewegten Scharen als einen Gruß aus der Heimat Gottes Wort und Sakrament in der Muttersprache darbot. Dieser Besuch wurde zwar im nächsten Jahre von einem anderen Pfarrer wiederholt, aber solch eine einmalige Betreuung konnte nicht als ausreichende Versorgung angesehen werden. Endlich im Frühjahr 1887 wurde zu dauern- dem Dienst ein masurischer Vikar aus Ostpreußen in den Industriebezirk geschickt. Als Wohnsitz war ihm zuerst Bochum angewiesen worden, doch wurde dieser schon nach wenigen Monaten nach Gelsenkirchen verlegt, weil dort und in der Umgebung zweifellos die dichteste Zusammenballung der masurischen Einwanderer festzustellen war. Kaum war diese Arbeit aufgenommen, als sie sich als viel zu umfangreich für nur eine einzige Kraft erwies. Darum wurde 1891 eine zweite Vikarstelle in Bochum errichtet, 1893 in Braubauerschaft, später Bismarck, eine dritte, der in kurzen Abständen eine 4. und 5. folgte, wie es die beigegefügte Tabelle anzeigt.

„Masurische Synodalvikare“ - das war die Amtsbezeichnung für diese jungen Pastoren. Masurisch, weil sie nur in masurischer Sprache Dienst zu tun hatten, und Synodalvikare, weil ihre Arbeit nicht einer einzelnen Gemeinde, sondern mehreren in der Synode galt. Sie erhielten ihre Besoldung zum größten Teile aus Zuschüssen der kirchlichen Aufsichtsbehörde, zum kleineren

Teile aus Beihilfen der betreffenden Kirchengemeinden, denen sie regelmäßig zu dienen hatten, und aus Beiträgen einiger industrieller Werke.

Die Arbeit, die hier den jungen Vikaren erblühte, war in hohem Maße befriedigend. Sie kamen als Sendboten der geliebten Heimat, die als Diener am Worte Gottes den in die Fremde verschlagenen Brüdern und Schwestern Stärkung und Trost, Rat, Hilfe und guten Zuspruch bringen wollten. Kein Wunder, daß sie mit offenen Armen aufgenommen wurden. Mit diesen ihnen allein gehörigen Pastoren, von denen sie in Sprache und Sitten verstanden wurden, durften nun die ausgewanderten Masuren zu eigenen regelmäßigen Gottesdiensten in einer Kirche sich versammeln, was sie bisher in der Fremde doppelt schmerzlich hatten entbehren müssen. Mit Schreibwerk nicht viel belastet, auch von Unterricht und Vereinsarbeit nicht in Anspruch genommen, konnten die Vikare ihre ganze Kraft und Zeit der Seelsorge widmen. Haus- und Krankenbesuche bildeten einen Hauptbestandteil ihrer Tätigkeit. Als Vertraute ihrer Gemeindeglieder wurden sie freilich auch in allerlei weltlichen Angelegenheiten um ihren Rat und ihre Hilfe angegangen, zumal ihre Schutzbefohlenen wegen der Unterschiedlichkeit der Sprache häufig bei den Behörden nicht fertig wurden. Da gab es manchen Gang für sie zu tun und manchen Brief zu schreiben. Aber auch das verband den Seelsorger mit seiner Gemeinde. Den Höhepunkt jedoch bildete gebührendermaßen der sonntägliche Gottesdienst. Da gab es kein Hasten, um noch zur Zeit zu kommen. Zumeist waren die Andächtigen schon eine halbe Stunde vor Beginn an Ort und Stelle. War dann schon die Kirche zur Benutzung offen, so saßen sie auf ihren Plätzen und sangen ein Kirchenlied nach dem andern, bis der Gottesdienst begann. Dankbar nahmen sie es auf, wenn Orgelspiel den Gemeindegesang begleitete. Wenn aber ein Organist fehlte, so machte ihnen das auch nicht viel aus. Dann ging es eben ohne ihn, und auch mit der Liturgie wurde man ohne Schwierigkeiten fertig. Wie andachtsvoll lauschte die Gemeinde der Predigt! Besonders die

lebhafteren Frauen begleiteten die Ausführungen des Pastors hin und wieder mit leichtem Kopfnicken oder auch mit ziemlich lauten, etwas verhaltenen Seufzern, gegebenenfalls auch mit Ausdrücken des Staunens oder Verwunderns, und, so oft der Name Jesus oder Christus genannt wurde, beugten sie ehrfurchtsvoll das Haupt; kurz, sie folgten der Predigt mit größter Aufmerksamkeit von Anfang bis zu Ende. In den Bänken der Männer aber sah man zuweilen hier oder da jemand sich erheben und während der Predigt eine Zeit lang stehen bleiben. Niemand in der Kirche kümmerte sich darum. Alle wußten, was das bedeutete: Die Betreffenden, die da standen, wollten sich auf diese Weise zur Aufmerksamkeit zwingen. Wahrscheinlich sind sie erst morgens von der Nachtschicht heimgekommen und hatten darum begreiflicherweise mit großer Müdigkeit zu kämpfen, wollten sich aber von ihr nicht übermannen lassen. An den Abendmahlsfeiern nahmen die Masuren mit innerlichster Bewegung, ja, häufig mit Tränen und tiefer Ergriffenheit teil. Vor dem heiligen Mahle enthielten sie sich jeder Speise und machten auch dann davon keine Ausnahme, wenn die Feier erst in später Nachmittagsstunde gehalten werden konnte. Daß sie Brot und Wein knieend empfangen, war für sie selbstverständlich. Oft konnte man beobachten, wie in den Reihen der vor dem Altar auf die Austeilung Wartenden einer dem andern die Hand zum Zeichen der Veröhnung reichte. Man soll nicht meinen, daß dies nur Äußerungen einer leicht erregten und bald verwehenden Gemütsbewegung gewesen seien. Die Andächtigen waren vielmehr zumeist tief durchdrungen von dem Bewußtsein, vor dem Angesicht des allwissenden Gottes zu stehen. Gewiß hat manches Mütterlein kritiklos und dankbar, schlicht und einfach alles hingenommen, was ihm in der Predigt dargeboten wurde, aber es befanden sich auch immer, besonders unter den Männern, viele Hörer, welche sehr genau auf den Inhalt der Predigt achtgaben, auf dem Heimwege und zu Hause darüber nachdachten und sich mit andern darüber besprachen. Das gilt in besonderem Ausmaße für die ersten Jahre, etwa bis zur Jahrhundertwende, für die

Zeit nämlich, da diese Einwanderer aus dem Osten um ihrer Sprache willen von der einheimischen Bevölkerung stark isoliert, mit ihren zuständigen masurischen Pastoren eine fast familienhaft geschlossene Einheit bildeten. Damals war ihnen die regelmäßige Lektüre deutscher Tageszeitungen noch eine unbekannte Kunst, Kino und Rundfunk gab es nicht, und auch die Arbeitsgenossen auf den Zechen und in den Fabriken ließen sie damals mit ihrem Anwerben für politische Parteien im großen und ganzen unbehelligt. Da bildete das, was in den masurischen Gottesdiensten von den Kanzeln verkündigt wurde, die geistige Welt, mit der sich diese Menschen vorzugsweise beschäftigten. Das kam auch in den häufigen Besuchen bei ihrem Seelsorger zum Ausdruck, bei denen die Klärung gewisser biblischer Wahrheiten den Gegenstand der Besprechungen bildete. Gern erinnert sich der Schreiber dieser Zeilen daran, wie er in jenen Jahren am Montagvormittag sich zu Hause halten mußte, weil dann fast regelmäßig einige Männer kamen, teils einzeln, teils zu Zweien, um das, was sie am Tage vorher in der Kirche vernommen hatten, sich näher begründen zu lassen. Das war für den jungen Vikar nicht immer eine leichte Aufgabe, und er begrüßte es, wenn einer seiner treuen und bibelfesten kosczielniks - so hießen die Helfer in den masurischen Gottesdiensten - ihm bei solchen Unterredungen zur Seite stand.

Diesen kosczielniks gebührt hier eine besondere Berücksichtigung. Sie wurden aus den Reihen der Männer sehr sorgfältig ausgewählt und taten ihren Dienst ehrenamtlich und völlig selbstlos, solange ihre Kräfte reichten. Sie läuteten zu Beginn des Gottesdienstes die Glocken, sammelten den Klingelbeutel und die Kollekten ein, halfen bei den Abendmahlsfeiern, sagten der Gemeinde die Lieder an und dienten mit ihrer reichen Lieder- und Melodienkenntnis dem deutschen Organisten als Dolmetscher; kurz, sie sorgten dafür, daß in dem Gottesdienst alles ordentlich und ehrbar zuging. Aber mehr als die Verrichtung solcher äußerlichen Dienste bedeutete es, daß sie die Mittelsperson zwischen dem Pastor und den einzelnen Gemeindegliedern waren. Ihr

Bergmannsberuf mit seinen drei achtfündlich wechselnden Schichten gab ihnen die Möglichkeit, entweder am Vormittag oder am Nachmittag einige Stunden zu Besuchen bei kranken und hilfsbedürftigen Gemeindegliedern zu verwenden. Die Beobachtungen, die sie dabei machten, brachten sie ihrem Seelsorger zur Kenntnis und nahmen andererseits von ihm Winke entgegen, wo etwa eine tätige Hilfeleistung nötig wäre. Aus ihren Reihen hauptsächlich wurden darum später die masurischen Gemeindeglieder berufen, wovon weiter unten zu berichten sein wird.

Angeregt durch die deutschen evang. Arbeitervereine, welche damals ihre Blütezeit hatten, bildeten sich sehr bald die ostpreussischen evang. Arbeitervereine, die sich schnell über die meisten Gemeinden des Industriebezirks verbreiteten. Sie suchten die masurisch Sprechenden Männer zu vereinigen und waren bemüht, heimische Art und Sitte zu pflegen, sowie evangelisches Bewußtsein und patriotische Gesinnung unter ihren Mitgliedern zu stärken. Erst einige Jahre später traten in größeren Gemeinden auch ostpreussische Kirchenchöre in Erscheinung, die sich die Aufgabe gestellt hatten, bei masurischen Gottesdiensten oder Festveranstaltungen mitzuwirken. Das war immer ein schwieriges Unternehmen; denn geschulte Kräfte standen nicht zur Verfügung. Es kam darauf an, ob sich unter den sangesfreudigen Mitgliedern jemand fand, der musikalisch hinreichend begabt war, um dirigieren zu können. Noten waren den Sängern und Sängerinnen unbekannt, und der Dirigent mußte zu Gesängen, die er kannte, den Text erst noch ins Masurische übertragen. Es war erstaunlich, was trotz solcher Schwierigkeiten diese Chöre zu leisten vermochten. Der erste dieser Art ist im Jahre 1892 zu Gelsenkirchen gegründet worden. Er hat mehrere Jahrzehnte in großem Segen gewirkt. Denn wertvoller noch als seine guten gesanglichen Leistungen war es, daß hier sich ein Kreis von Männern und Frauen zusammengefunden hatte, dem es vor allen Dingen um die Vertiefung des inneren Glaubenslebens ging. Bei jeder Abung wurde die erste halbe Stunde einer

Tabellarische

über die Entwicklung der masurischen Seelsorge

In den Jahren	1887—90	1891—95	1896-1900	1901—05	1906—10	1911—15
wirkten						
a) masurische Synodal- vikare (m. S.)						
b) zweisprachige Pfarrer (z. P.)						
c) emeritierte zweisprachige Pfarrer (em. P.)						
d) masurische Gemein- dehelfer (m. G.)						
	1 m. S.	4 m. S.	7 m. S. 2 z. P.	7 m. S. 6 z. P.	1 m. S. 9 z. P. 6 m. G.	10 z. P. 9 m. G.
Sie waren angestellt in:	Gelsenkir- chen 87	Gelsenkir- chen 91 Bochum 91 Lütgendori- mund 93 Bismarck 94	Gelsenkir- chen Bochum Lütgen- dortmund Bismarck Wanne 96 Katernberg 97 Watten- scheid 99 — Erle 99 Hüllen 99	Bochum Lütgen- dortmund -03 Bismarck Wanne Katernberg -05 Watten- scheid Schalke 01 — Erle Hüllen Gelsen- kirchen Buer 01 Rothhausen 01 Schonne- beck 03	Bochum — Erle Bulmke 07 (Halt Hüllen) Gelsen- kirchen Buer Rothhausen Schalke Wanne Bismarck Schonne- beck — Glabbeck 08 Gelsenkir- chen 09 Datteln 09 Serten 09 Lütgendori- mund 09 Herne 09	Erle Bulmke Gelsen- kirchen Schalke -15 Buer Rothhausen Wanne Bismarck Schonne- beck -11 Bochum 11 — Glabbeck Gelsen- kirchen Datteln Serten Herne Lütgen- dortmund Dortmund 11 Watten- scheid 11 Erle 13

Anmerkung: ————— Kurve der zweisprachigen Geistlichen
 - - - - - Kurve der masurischen Gemeindeglieder

Übersicht

im rheinisch-westfälischen Industriegebiet

1916—20	1921—25	1926—30	1931—35	1936—40	1941—45	1946—50	1951—52
8 j. P. 9 m. G.	8 j. P. 9 m. G.	7 j. P. 9 m. G.	6 j. P. 10 m. G.	3 j. P. 1 em. P. 8 m. G.	1 j. P. 1 em. P. 6 m. G.	6 m. G.	4 m. G.
Erle Bulmke Gelsen- kirchen Rotthausen Buer Bismarck Banne Bochum — Gladbeck Gelsen- kirchen Datteln Herne Herfen Dortmund Lütgen- dortmund Waltens- scheid Erle	Erle -23 Bulmke Gelsen- kirchen Rotthausen Buer -30 Bismarck Banne Bochum — Gladbeck Gelsen- kirchen Herne Herfen Dortmund Lütgen- dortmund Waltens- scheid Erle Datteln -21	Bulmke Gelsen- kirchen Rotthausen Buer -30 Bismarck Banne Bochum — Gladbeck Gelsen- kirchen Herne Herfen Dortmund Lütgen- dortmund Waltens- scheid Erle Mengede 30	Bulmke -35 Gelsenkir- chen -34 Rotthausen Bismarck -34 Banne Bochum — Gladbeck Gelsen- kirchen Herne Herfen -33 Dortmund Lütgen- dortmund Erle Mengede Herft 31 Waltens- scheid -31	Rotthaus- jen -39 Banne-37 Bochum — Industrie- gebiet — Gladbeck Gelsen- kirchen Herne -37 Dortmund Lütgen- dortmund Erle Mengede Herft -37	Bochum -43 — Industrie- gebiet — Gladbeck Gelsen- kirchen Dortmund Lütgen- dortmund Erle Mengede	-- — Gladbeck Gelsenkir- chen -47 Lütgen- dortmund Erle Mengede Dortmund -46	-- — Gladbeck Lütgen- dortmund Erle -51 Mengede

Die jeweils mitbetreuten Nachbar- oder Zillalgemeinden sind in der tabellarischen Aufstellung nicht angegeben. Ebenso ist hier nicht vermerkt die Mitarbeit eines Gelsenkirchener Jugendamtssekretärs, der im Wechsel mit den Gemeindehefemern von 1921 bis zu seinem Tode 1941 an Sonn- und Feiertagen in verschiedenen Gemein- den für seine Landsleute masurische Andachten abgehalten hat.

Andacht mit anschließender Gebetsgemeinschaft gewidmet. Eine schöne Gelegenheit zur Betätigung fanden die Chöre, zu denen übrigens auch ein Posaunenchor gehörte, bei den masurischen Missionsfesten. Die Liebe zur Mission und der Eifer für die Sache des Herrn war ein charakteristisches Merkmal ostpreussischer Frömmigkeit, und es hat den Beobachter oft in Staunen versetzt, was für reiche Gaben ein einfacher Bergmann oder eine arme Witwe mit fröhlichem Herzen spenden konnte. Bei diesen Missionsfesten, die entweder in einer Kirche oder in einem großen Gemeindesaal stattfanden, gaben sich die ostpreussischen Chöre und masurischen Pastoren gern ein Stelldichein, und den Besuchern konnte es so leicht nicht zuviel werden, dem Dargebotenen zu lauschen. Gewöhnlich war auch ein Vertreter des Barmer Missionshauses anwesend, der sich bemühte, in möglichst leicht verständlichen Ausführungen aus der Arbeit unter den Heiden zu erzählen, und die Anwesenden waren hierfür immer besonders dankbar.

Für alles, was mit dem Reiche Gottes zusammenhing, hatten unsere Masuren ein empfängliches Herz, aber diese Aufgeschlossenheit für Gottes Wort und religiöse Fragen brachte ihnen auch manche schwere Versuchung. Sie konnten auf diesem Gebiete nicht immer richtig unterscheiden, was echt und unecht, was wahr und falsch war, und so fielen sie nur zu oft falschen Propheten zu. Gerade ihnen wäre eine Stütze nötig gewesen, als man sie aus ihren abgelegenen Dörfern so unvermittelt in eine andersartige und noch dazu fremdsprachige Umgebung verpflanzte. Hätte man ihnen fünf oder vier Jahre früher kirchlicherseits eine ausreichende Seelsorge in ihrer Muttersprache geben können, so wäre aller Wahrscheinlichkeit nach das Sektengewesen unter ihnen nicht so ins Kraut geschossen, wie es tatsächlich der Fall gewesen ist. Durch diese Bemerkung soll nicht die Dankbarkeit verringert werden für die tatkräftige Förderung der masurischen Seelsorge, die namentlich seitens der kirchlichen Behörden einsetzte, als man ihre Notwendigkeit erkannt hatte.

Aus einer Broschüre²⁾, die im Jahre 1913 erschienen, jetzt leider vergriffen ist, die aber bei den Kirchenleitungen von Westfalen, dem Rheinland und Berlin noch vorhanden sein wird, geben wir nachstehend eine summarische Zusammenstellung aller religiösen Versammlungen, die im Industriebezirk abseits der Kirche von zugewanderten Ostpreußen für ihre Landsleute gegründet worden sind. Dabei sei, um Mißverständnissen vorzubeugen, ausdrücklich bemerkt, daß die unter 1-4 genannten Gruppen Wert darauf legten, mit der Kirche in Verbindung zu stehen.

Es bestanden im Jahre 1913:

1. Ostpreußischer Gebetsverein, Verbandsorgan „Friedensbote 1“, mit 27 Versammlungsstätten,
2. Evang.-luth. Gebetsverein, „Friedensbote 2“, mit 28 Versammlungsstätten,
3. Ostpr. Gebetsverein „Gott mit uns“ mit 6 Versammlungsstätten,
4. Masurische Abteilung der Evang. Gesellschaft in Elberfeld mit 3 Versammlungsstätten,
5. 6 einzelne Gruppen, die mit der Kirche nur eine lose Verbindung bewahrten, mit 11 Versammlungsstätten,
6. 12 außerhalb der Kirche stehende Gruppen mit 16 Versammlungsstätten.

Alle diese vorstehend aufgeführten Versammlungen bedienten sich - mit Ausnahme von nur ganz wenigen Gebetsvereinen - ursprünglich der masurischen Sprache. Später richteten sie, um die heranwachsende Jugend bei sich zu halten, auch deutsche Parallelendachten ein. Ostpreußische Gebetsvereine hatten schon in der Heimat bestanden. Ihre Übertragung in den Westen lag darum nahe. Gegenüber den hier aufgeführten freien religiösen Vereinigungen bot damals die Kirche ihrerseits folgende Gottesdienste in masurischer Sprache:

²⁾ Mückeley, Die ostpreußischen Sekten, Gemeinschaften und kirchlichen Versammlungen im rheinisch-westfälischen Industriebezirk.

- a) von 10 zweisprachigen Pfarrern alle 14 Tage in 12 Orten,
- b) von denselben Pfarrern in größeren Zeitabständen an 11 Orten,
- c) von 9 kirchlich angestellten Gemeindegeldern und einem freiwilligen Mitarbeiter sonntäglich an 23 Orten.

Fassen wir alles zusammen, so ergibt sich ein recht vielgestaltiges Bild von religiösen Sonderveranstaltungen für Masuren, zumal wenn man berücksichtigt, daß es sich beim rhein.-westf. Industriebezirk, räumlich betrachtet, um ein nicht sehr großes Gebiet handelt. Allerdings stand im Jahre 1913 diese Art Seelsorgerlicher Betreuung ungefähr auf ihrem Höhepunkt.

Um die Charakteristik der masurischen Gemeinden zu vervollständigen, sei noch erwähnt, daß es in ihnen Mischehen zwischen Katholiken und Protestanten so gut wie gar nicht gab. Je mehr freilich die Verschmelzung der Zugewanderten mit der ansässigen Bevölkerung Fortschritte machte und je völliger die junge Generation unter das alle Eigenart nivellierende Leben der Großstädte untertauchte, desto mehr wurden auch in diesem Stück die schützenden Dämme heimischer Tradition und Sitte durchlöchert.

Eine große Freude wurde den masurischen Gemeinden durch den Besuch des ehrwürdigen „Masurenvaters“, des Oberkonsistorialrats D. Pelka zuteil, der, selbst ein Masur von echtem Schrot und Korn, in ganz Ostpreußen hoch geschätzt war. Seit langen Jahren als Dezernent für die Pfarrstellenbesetzung und als Lektor für die masurische Sprache an der Universität Königsberg tätig, war er wie kein anderer mit den kirchlichen Verhältnissen der Provinz vertraut. Nun wollte er sich persönlich nach den in die Fremde ausgewanderten Söhnen und Töchtern des Landes umsehen. Eine Woche lang besuchte er Tag für Tag die masurischen Gemeinden des Industriebezirks. An den Vormittagen ließ er sich regelmäßig zu einigen Familien führen, um sich nach ihrem Ergehen zu erkundigen und sie um ihre Nöte und Sorgen wie um ihre Freuden und Hoffnungen zu befragen. An den Spätnachmittagen hatte in der Kirche der zuständige Synodal-

vikar zu predigen, worauf dann der Visitator seine Ansprache folgen ließ und den Gruß der Heimat überbrachte. Überall waren die Gotteshäuser voll, zuweilen übertoll besetzt, und mit tiefer Ergriffenheit lauschten die Andächtigen den Worten des Sendboten ihrer einstigen Heimat. In seiner Schlußbesprechung, die D. Pelka mit den Vikaren abhielt, gestand er, daß er sich die Aufgaben, die in diesen großen, von vielerlei Strömungen bewegten Gemeinden auf die Schultern der jungen Geistlichen gelegt waren, so groß doch nicht vorgestellt habe, und hielt mit seiner Anerkennung der geleisteten Arbeit nicht zurück. Ein Jahrzehnt lang hatten masurische Synodalvikare ihren Dienst im Industriebezirk getan. Zwei von ihnen waren aus Schlesien, die übrigen aus Ostpreußen entsandt worden. Zumeist schon nach zwei Jahren kehrten sie wieder in den Osten zurück, da sie zur Besetzung der zweisprachigen Pfarrstellen auch dort benötigt wurden. Die Zahl der Kandidaten, welche der masurischen Sprache mächtig waren, wurde immer geringer. Infolgedessen vergrößerten sich die Schwierigkeiten, weitere Kräfte an den Westen abzugeben. Unter diesen Umständen entschloß sich die westfälische Kirchenleitung, bei ihren eigenen Kandidaten anzuregen, daß einige von ihnen das Masurische erlernten und zu diesem Zwecke für ein halbes Jahr in ein ostpreußisches Pfarrhaus gingen. Es erklärten sich im Jahre 1897 zwei, im nächsten drei und später noch einmal zwei dazu bereit, und auch im Rheinland stellten sich zwei weitere Kandidaten für diesen Dienst zur Verfügung. Das Ergebnis war sehr erfreulich. Die jungen Männer machten sich im Stammland der Masuren nicht nur mit der Sprache seiner Bewohner vertraut, sondern sie lernten auch das Land und seine Schönheit sowie die Leute mit ihren Sitten, Gebräuchen und Anschauungen kennen. In den westlichen Industriebezirk zurückgekehrt, erwiesen sie sich ohne Ausnahme als Lobredner dessen, was sie in Ostpreußen gesehen und gehört hatten. Ihr beredtes Zeugnis verfehlte nicht den Eindruck auf ihre westfälischen und rheinischen Landsleute, und mancher von diesen sah fortan die Masuren doch mit freundlicheren Blicken

an. - Und die Masuren selbst? Wie nahmen sie diese jungen Geistlichen, die doch nicht ihres Stammes waren, auf, als sie ihnen in ihrer Sprache das Wort Gottes verkündigten? Durchaus freundlich, ja dankbar. Sie rechneten es ihnen hoch an, daß sie sich die Mühe gaben, ihre Sprache und Art so gründlich zu erlernen und kamen ihnen mit vollem Vertrauen entgegen.

Wenn auch die Seelsorgerliche Betreuung der zugezogenen Masuren in ihrer Muttersprache zunächst die alleinige Aufgabe gewesen ist, welche den masurischen Synodalvikaren aufgetragen war, so wurde es doch immer deutlicher, daß man darauf Bedacht nehmen mußte, wie die neuen Gemeindeglieder allmählich mit den eingewohnten vereinigt und verschmolzen werden könnten. Hierfür aber war die Form der masurischen Synodalvikariate durchaus ungeeignet; denn die ihnen gegebene Dienstanweisung bestimmte, daß sie ausschließlich in masurischer Sprache zu amtieren hätten. Die Vikare aber beobachteten bei ihren Hausbesuchen, daß jetzt, nach Verlauf von 12 Jahren, manche der ihnen Anbefohlenen schon solche Fortschritte im Gebrauch der deutschen Sprache gemacht hatten, daß sie ihnen auch in einem deutschen Gottesdienst folgen würden und daß so durch langsame Gewöhnung die Brücke zu allen Veranstaltungen der Gemeinde geschlagen werden könnte. Sie baten darum mit Zustimmung ihrer Masuren das Konsistorium zu Münster, die masurischen Synodalvikariate in feste zweisprachige Pfarrstellen umzuwandeln, und sie fanden hier wie auch beim Evang. Oberkirchenrat in Berlin volles Verständnis und größtes Entgegenkommen. Die örtlichen Gemeindevertretungen standen freilich diesen Plänen gewöhnlich zuerst ablehnend gegenüber. Sie befürchteten, daß durch solch eine Einrichtung die hier fremdartigen masurischen Gottesdienste für einen gar zu langen Zeitraum festgelegt werden möchten. Als ihnen aber diese Besorgnisse zerstreut werden konnten und der Evang. Oberkirchenrat für jede neu zu gründende zweisprachige Pfarrstelle ein Dotationskapital zur Verfügung stellte, dessen Zinsen den Gemeinden die erforderlichen jährlichen Beiträge zur Pensionskasse abnahmen,

gaben sie nach und nach ihre Zustimmung. Der Erfolg entsprach durchaus den Erwartungen. Ganz auffallend ging in den masurischen Gottesdiensten die Zahl der Besucher zurück. Viele von diesen wechselten sonntäglich zwischen dem masurischen und dem deutschen Gottesdienst ihres Pfarrers, und bald blieben in ersteren nur noch diejenigen zurück, welche wirklich einer zusammenhängenden deutschen Predigt nicht zu folgen vermochten, wenn sie auch schon im täglichen Verkehr sich ziemlich gut verständigen konnten. Inzwischen hatten ja auch die Kinder in den Schulen und in der deutschsprachigen Umgebung gelernt, das Deutsche vollkommen zu beherrschen. In diesen Zeiten der allmählichen Wandlung gab es in vielen Familien der Zugewogenen eine schmerzliche Periode: Vater und Mutter redeten ihrer Gewohnheit nach untereinander und mit ihren Kindern masurisch, letzteren aber war durch den Umgang mit ihren Spiel- und Schulkameraden die deutsche Mundart schon so geläufig geworden, daß sie zwar verstanden, was ihre Eltern und Großeltern nach ihrer Weise zu ihnen sprachen, daß sie aber nur auf deutsch ihnen zu antworten vermochten. So schwierig solche Verständigung auch manchmal sein mochte, fiel es doch den Masuren nicht ein, dieser natürlichen Entwicklung entgegenzuwirken, wie das die Polen allerdings mit allen Kräften taten.

Während die Kirche sich bemühte, die Darbietung der masurischen Seelsorge in der Weise zu regeln, daß die allmähliche Verschmelzung der zugewanderten Volksgenossen mit den einheimischen Gemeinden nicht gehemmt, sondern nach Möglichkeit gefördert wurde, entstanden ihr bei solchem Bestreben neue Schwierigkeiten, und zwar im westfälischen Teil des Ruhrbezirks durch eine starke Veränderung in der Struktur der dortigen Industrie. Zu Anfang unsers Jahrhunderts gewann nämlich der Bergbau eine kräftige Ausdehnung in nördlicher Richtung. Im Landkreise Recklinghausen wurden verschiedene neue Kohlenzechen angelegt und mit ihnen zugleich auch andere industrielle Unternehmungen gegründet. In die dort neu errichteten schönen Bergmannssiedlungen aber zog es die Masuren

mit Macht. Dort war die Umgebung noch ländlich und ihrer Heimat ähnlicher. Hier konnten sie sich ein Gärtchen anlegen, Kleinvieh halten und hatten überdies auch nähere Wege zu ihrer Arbeitsstätte. So verließen denn zahlreiche Familien die Städte, in denen es ihnen allmählich zu eng und ungemütlich geworden war, um sich dort anzusiedeln, wo es noch freie Felder und grüne Wälder gab. Wie aber sollte es mit der seelsorgerlichen Betreuung dieser Umsiedler werden, da doch viele von ihnen der deutschen Sprache noch sehr mangelhaft mächtig waren? Die zweisprachigen Pfarrer waren an ihre Gemeinden gebunden, und neue Kräfte standen nicht zur Verfügung, waren auch in Zukunft weder aus der Heimat noch von hier zu erwarten. Da blieb kein anderer Ausweg übrig, als sprachkundige Laienhelfer in die Arbeit einzustellen. Geschulte Kräfte waren freilich nicht vorhanden, aber es gab einige Männer, die sich seit Jahren als lebendige Christen bewährt hatten, die auch von ihren Gemeinden als Vorbilder im Wandel anerkannt waren und die sich willig zeigten, ihren Bergmannsberuf aufzugeben und am Worte Gottes zu dienen. Generalsuperintendent D. Zöllner setzte sich besonders für diese Sache ein und half persönlich, daß sich in den kirchlichen Körperschaften die Türen für diese Hilfsarbeiter öffneten. Der Evang. Oberkirchenrat bewilligte aus dem Fonds für Großstädte und Industriegemeinden je einen festen Zuschuß als Grundgehalt, der dann durch die Beiträge der betreffenden Kirchengemeinden ergänzt wurde. Die Einstellung dieser Gemeindeglieder erfolgte nach und nach den Bedürfnissen entsprechend, wie es die beigefügte Tabelle erkennen läßt. Auf regelmäßigen Konferenzen und bei einer im Sommer abgehaltenen mehrtägigen Freizeit wurden ihnen Anweisungen und Richtlinien für ihre Arbeit gegeben. Die Konferenzen fanden in Gelsenkirchen statt und wurden von dem Berichterstatter, nach seiner Pensionierung von einem andern Pfarrer geleitet. Selbstverständlich haben die Gemeindeglieder immer und überall ihre Arbeit in engster Anlehnung an die zuständigen Pastoren getan. Es muß dankbar anerkannt werden, daß sie mit großer Treue

wertvolle Dienste geleistet haben. Sie waren zwar davon durchdrungen, daß sie in erster Linie Gottes Wort den Seelen darzubieten hatten, aber daneben bemühten auch sie sich redlich, ihre Landsleute zum Anschluß an die Hauptgemeinde hinzuführen, und, wo sie selbst dazu fähig waren, hielten sie darum in kleinem Kreise auch eine deutsche Bibelstunde, wenn sie darum angegangen wurden. - Um auch ältere Leute an das Lesen deutscher Druckschrift zu gewöhnen, wurde uns von interessierter Seite dankenswerterweise für mehrere Jahre ein Betrag von je 1000 Mark gespendet. Dafür konnte ein kleines 4seitiges Monatsblatt herausgegeben werden, das den Titel „Heimatgrüße“ führte. Es wurde in Gelsenkirchen gedruckt und kostenlos an alle masurischen Gemeinden des Industriebezirks in soviel Exemplaren abgegeben, als Besucher im sonntäglichen Gottesdienst zu erwarten waren. Es brachte zu Anfang eine kurze biblische Betrachtung, darnach kleine Artikel belehrenden und unterhaltenden Inhalts und zuletzt Nachrichten aus den Gemeinden und der ostpreußischen Heimat. Alles war in möglichst einfachen und leicht verständlichen Ausdrücken geschrieben. Nach neunjährigem Bestehen mußte das Blättchen 1918 sein Erscheinen einstellen, weil nach dem Ende des ersten Weltkrieges die Zuwendungen für diesen Zweck ausblieben.

Daß die zweisprachigen Pfarrstellen in ihrer ersten Form nicht allzu lange bestehen würden, war vorausgesagt worden. Wenn ihre Inhaber starben oder in den Ruhestand treten mußten, konnten und brauchten sie auch bald nicht wieder in gleicher Weise besetzt zu werden. Wo dann noch masurische Andachten erforderlich waren, traten die Gemeindeglieder ein, bis auch von ihnen einer nach dem andern abberufen wurde. Heute stehen nur noch drei dieser Helfer in der Arbeit. Alle drei schauen bereits auf mehr als 70 Lebensjahre zurück. Obwohl sie neben ihrer Knappschaftsrente nur noch geringe Vergütungen erhalten, wollen sie im Dienste ihrer alten und zumeist gebrechlichen, häufig vereinsamten und unverstandenen Landsleute aushalten, solange ihre Kräfte dafür reichen. Im allgemeinen aber kann die masu-

rische Seelsorge im Ruhrbezirk als abgeschlossen betrachtet werden. Mit ihren Kindern und Kindeskindern zusammengenommen, sind es mehrere Hunderttausend guter evangelischer Glaubensgenossen aus dem Osten, die sich mit der ansässigen Bevölkerung des Westens in vollkommener Weise vereinigt haben. Nach Überwindung auch der sprachlichen Unterschiede finden wir sie wieder in den deutschen Gottesdiensten und sehr zahlreich auch in den verschiedenen kirchlichen Vereinen und christlichen Gemeinschaften. Man darf wohl sagen, daß sie mit ihrer großen Aufgeschlossenheit für religiöse Fragen und mit ihrer Bereitwilligkeit zur Mitarbeit auf allen kirchlichen Gebieten anregend und befruchtend auf das Gemeindeleben eingewirkt haben. Daß die Verschmelzung der beiden Volksteile aber so glatt und reibungslos erfolgen konnte, ist wohl wesentlich dem verständnisvollen Zusammenwirken der kirchlichen und weltlichen Behörden, der Gemeindevertretungen und der Diener am Wort zu danken, nicht zuletzt aber auch der Treue, der Geduld und Bescheidenheit unserer Masuren.